

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 26 (1939)
Heft: 14

Artikel: Unterm Krummstab ist gut wohnen
Autor: Wilhelm, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 15. NOVEMBER 1939

26. JAHRGANG + Nr. 14

Unterm Krummstab ist gut wohnen

Jeder Gebildete weiss heute zu erzählen von den unsterblichen Verdiensten, die sich die Zisterzienser um Europa erworben haben. Viele deutsche protestantische Geschichtsschreiber schwärmen geradezu für die Kulturarbeit dieser Mönche, denen das östliche Norddeutschland zum Grossteil Bodenbau, Christentum und Deutschtum verdankt. Die schweizerischen Zisterzienserklöster, wie St. Urban, Hauterive, Wettingen, stehen den deutschen wenig nach.

Aber es ist auch bekannt, dass die Zisterzienser ihre Bauern in strafferer Abhängigkeit hielten, ihnen mehr Lasten auferlegten als die Benediktiner. Ein typisches Beispiel dafür bietet Alt-Uri, das ursprünglich ausschliesslich der Fraumünster-Abtei in Zürich gehörte. Diese Herrschaft war, wie uns Oechsli versichert, eine sehr milde, betrogen doch die jährlichen Geldzinse der abhängigen Bauern 2 bis 8 Schillinge, d. h. 1,5 bis 5,8 Franken. Ungleich mehr verlangte das im Jahre 1227 durch Heinrich von Rapperswil gestiftete Kloster Wettingen, das ansehnliche Güter in Uri erhielt. Seine Bauern bildeten eine geschlossene Genossenschaft, über die sie weder durch Heirat noch durch Vergabungen hinausgreifen durften. Die Erbllichkeit der Güter galt nur bis in die vierte Generation, dann sollten sie wieder ans Kloster fallen. Die ausserordentlichen Abgaben, wie Todfall und Ehrschätze, wurden streng gefordert. Die jährlichen Grundzinsen waren dreimal höher als die der Fraumünster-Abtei.

Nun sollte man meinen, dass die unfüg-samen Urner, die schon die Zinsen an die Zürcher-Abtei dürftig zahlten, mit der neuen Klosterherrschaft sehr unzufrieden gewesen seien. Das Gegenteil zeigt uns eine merkwürdige Urkunde vom Jahre 1242: „Es sei allen Gegenwärtigen und Zukünftigen kund, dass zu der Zeit, da Heinrich von Rapperswil, genannt der Wandelbare, seine Güter in Uri auf Bitten der Leute d a s e l b s t mit all seinen Rechten zum Heile seiner Seele an unser Gotteshaus Wettingen zu freiem, ungestörten Eigen übergab, eben diese Leute es als ihnen selbst für gar nützlich erachteten, dass sie aus der Herrschaft der weltlichen Herren gekommen seien . . .“

Trotz der strengen Herrschaft Wettingens begrüsst also die Hörigen den Uebergang von der Gewalt des weltlichen Herrn unter den Krummstab und halfen 1291 freiwillig dem Kloster die Summe zum Loskauf zahlen. Eine treffendere Illustration zu dem Spruch „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ kann man sich kaum denken.

Suchen wir uns zunächst ganz allgemein die Gründe zu vergegenwärtigen, welche die für wirtschaftlichen Vorteil so feinfühligten Bauern zu einem solchen Verhalten brachten. Denn ganz allgemein war das Streben der Bauern und der Bürger, von Kaisern und Herren an die Gotteshäuser sich verschenken zu lassen. Vorerst wurden die Leute unterm Krummstab g e l i n d e r g e h a l t e n , hatten weniger beschwerliche Fronen und Zinsen zu leisten als die Untertanen weltlicher Herren. Diese führten mehr

Kriege und Fehden, hatten immer Streitigkeiten mit anderen Adeligen, worunter natürlich die Bauern und Städter am meisten litten. Dementsprechend hielten die Weltlichen mehr Kriegsvolk als die Geistlichen, plagten die Bauern selbst im Frieden durch den Mutwillen ihrer Kriegsknechte. Der gleiche Grund zwang die Herren zu stärkerem **Burgenbau**, was vermehrte Frondienste der Hörigen forderte (vgl. Habsburger in der Urschweiz). Eine ganz empfindliche Last war endlich die **Jagdlust** des Adels, die zu willkürlicher Verwüstung der Saaten führte. Jagd und Krieg aber machten die Herren grimmig, hart gegen die Untertanen, indes die Kutte die Härte des Harnisches milderte. Wichtig war auch für die Abhängigen der Umstand, dass die Aebte keine **Blutserben** hatten: wer eines weltlichen Herren Huld verloren, hatte auch bei seinem Sohn nicht leicht Gnade zu hoffen; die Feindseligkeit eines Abtes aber wurde mit ihm begraben. Schliesslich standen die geistlichen Anstalten unter dem besonderen Schutze des Kaisers.

Wir würden jedoch nur an der Oberfläche bleiben, wollten wir uns mit diesen allgemeinen Gründen begnügen, statt tiefer in das Wirken einer mittelalterlichen Klosterherrschaft einzudringen. Betrachten wir daher die Auswirkung einer geistlichen Herrschaft in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht.

Wirtschaftlich betrachtet waren die Benediktinerklöster des frühen Mittelalters Kulturstätten ersten Ranges, Musterwirtschaften, die von den weltlichen Herren nur unvollkommen nachgeahmt werden konnten. Schon der Name vieler Klöster beweist das; es sei nur hingewiesen auf Disentis (Desertina-Einöde), Einsiedeln, Pfäfers, St. Gallen, wo die Benennung des Ortes besagt, dass erst durch die Arbeit der Mönche Kulturland geschaffen wurde. In Frankreich rühren nach Languet drei Achtel aller Städte und Dörfer von Klöstern her. „Die

Benediktiner — sagt der Protestant Guizot — haben Europa urbar gemacht.“ Der Schwarzwald wird von M. Gerbert geradezu eine „Kolonie der Benediktiner“ genannt und der edle Protestant J. F. Böhmer, einer der besten Kenner deutscher Geschichte, meint: „Allein die Verdienste des Klosters Lorsch sind unberechenbar“. „Wo immer ein Kloster sich erhob, da zeigte sich der Segen der Arbeit und des Wohltuns. Es lichteten sich die Wälder, die Sümpfe wurden ausgetrocknet und die Wildnis urbar gemacht. Bald blühte der Weinstock, es wogten die gelben Kornähren, herrliche Gärten prangten im Schmucke der Blumen und heilsamer Kräuter, und das edelste Obst wurde gebaut. Handwerke und Künste, Musik, Poesie und Gesang erfreuten die Menschen.“ Die Mönche richteten rings um ihr Kloster einen grossen landwirtschaftlichen Betrieb ein, in dem alle Errungenschaften damaliger Technik verwendet wurden. Viele südländische Kulturen kamen durch Mönche in unser Land. Der Gottesdienst forderte Bienenzucht, das reichliche Fasten Pflege des Fischfangs, die Sorge für die Kranken ausgiebigen Gemüse- und Weinbau. Darum war jedes Kloster bemüht, Fischereien und Weingüter zu erwerben. So besass Muri Weinberge bei Thalwil und im Breisgau, Fischrechte am Zuger- und Vierwaldstättersee. Das förderte in jener Zeit reiner Naturalwirtschaft Handel und Verkehr. So brachte die „tote Hand“ Leben in die Wirtschaft. Die verschiedenen Klöster waren dann untereinander verbrüdet, so Muri mit den berühmten Abteien Hirsau und St. Blasien im Schwarzwald. Das berühmte Reichenauer Verbrüderungsbuch mit über 20,000 Namen ist ein Beweis für das einende Band, das die Klöster in einer Zeit ausgesprochen bäuerlicher Wirtschaft, wo naturgemäss die lokalen Interessen das Gemeinschaftsgefühl sprengten, um die einzelnen Reichsteile woben. Eben darum sahen die mittelalterlichen Herrscher im Krummstab das beste Mittel, die

Reichseinheit gegen die Sonderinteressen der weltlichen Grossen zu stützen. Alle diese Beziehungen der Kirchen und Klöster zu einander hatten zur Folge, dass selbst ein einsames Kloster und die ihm untertane Landschaft fruchtbare Anregungen von fortgeschritteneren Stiftern empfing. Die Bauern sahen es daher gerne, wenn sie aus der Enge weltlicher Herrschaften unter den weithin schattenden Krummstab kamen, Anteil erhielten an den Fortschritten, die von Klöstern damals ausgingen. Schon die grosszügigere Bauart klösterlicher Meierhöfe (vergl. Horben am Lindenberg, Sentnerhof bei Muri, Murihof in Bremgarten) sagte dem Landmann, dass er einem überlegenen Wirtschaftskörper eingefügt sei. So begrüsst es die Bauern von Muri und Umgebung, als das Unrecht, das die ersten Habsburger an ihnen verübt hatten, gesühnt wurde durch die Stiftung des Klosters Muri (1027). Diese Sühne war eben nicht bloss ein religiöses Werk, sondern bedeutete auch eine wirtschaftliche Erleichterung. Das kam denn auch besonders zum Ausdruck, als Muri 1082 ganz aus der Herrschaft der Habsburger entlassen und freie Abtei wurde: nun wurde den Hörigen des Klosters, die bisher der Grundherrschaft der Habsburger untertan waren, die Wahl eines Hofrechtes freigegeben. Die Bauern wählten das Hofrecht des Klosters Luzern, das ihnen sehr günstig war.

Der Grundbesitz eines Klosters war in Herrenland und Zinsland eingeteilt. Nur soviel Land, als das Kloster selbst mit Hilfe der ringsumher ansässigen Hörigen bewirtschaften konnte, war im Eigenbetrieb. Natürlich hatten es diese Hörigen bedeutend strenger als die Bauern, die in weiterer Entfernung vom Kloster Güter geliehen hatten und dafür zinsten. Sie bildeten weitaus die Mehrzahl der sog. Gotteshausleute. Eben der Umstand, dass sich der kirchliche Besitz in Streulage befand, trug sehr viel dazu bei, dass die Lasten der Hörigen gemildert waren. Nur so konnte das

Kloster hoffen, den weit verstreuten Besitz zusammenzuhalten. So entwickelten sich hier freiere Leiheformen wie freie Pacht, zuerst kurzfristig, dann Erbpacht. Die Fronen wurden auf solchen entfernten Gütern beseitigt, die Sterbefälle sanken zu blossen Handänderungsgebühren, schliesslich zu einer regelmässigen Jahresrente herab, so dass das Hörigenrecht ganz verdunkelt wurde. Es ist dann selbstverständlich, dass ein Kloster, das auf regelmässige Einkünfte angewiesen war, frühzeitig daranging, die ursprünglich ungemessenen, d. h. willkürlichen Leistungen der Bauern zu fixieren. Das war schon an und für sich ein grosser Vorteil, den die Bauern zunächst der Kirche verdankten. Dazu kam, dass zur Zeit, da die Naturalabgaben durch Geldzinse abgelöst wurden, diese bei der im Mittelalter häufigen Geldabwertung stets verringert wurden. Das machte überhaupt das Eintreiben der Zinse aus entfernten Höfen umständlich, und leicht waren denn auch die geistlichen Grundherren geneigt, sie durch einmalige Abzahlung tilgen zu lassen. So wurden die zahlreichen Güter, die Muri in Unterwalden hatte, bis zum 14. Jahrhundert alle eingelöst, an Stelle der Hörigen traten damit freie Bauern. Auch die gerade mit der fortschrittlichen Bodenkultur der Mönche verbundene Hebung des Ertrags verminderte selbstverständlich die Lasten der Bauern.

Für die Bauern in Muri's Umgebung sorgte das Kloster in ausgiebiger Weise. Die berühmte Klosterchronik von ca. 1150 sagt: „Sobald irgendwo auf unsrem Grund ein Bauer angenommen und verpflichtet wird, muss ihm eine Pflugschar nebst Zubehör gegeben werden, ferner ein Lastwagen mit vier Ochsen, ein Mutterschwein und zwei jährige Ferkel, ein Hahn mit zwei Hennen, die der Empfänger das Jahr über selber füttern und seiner Zeit zurückerstatten soll. Auch erhält er Sichel, Beil, Hacke und alle notwendigen Geräte, ebenso die verschiedenen

Samengattungen für Spelz, Hafer, Lein, Rüben, Erbsen, Bohnen, Hirsen u. dgl., Wohnhaus, Waldung und sonstige Bedürfnisse. Gehen während des Jahres Ochsen oder Schweine zu Grunde, so müssen sie ihm ersetzt werden".

Brachte die Streulage des klösterlichen Besitzes den abhängigen Bauern grossen Vorteil, indem sie ihre Lasten erleichterte und ihre Befreiung vorbereitete, so war sie nicht minder rein wirtschaftlich ein Segen für jene entfernten Gegenden, die durch die klösterliche Verwaltung die Fortschritte des neueren Wirtschaftsbetriebes erfuhren. Das trifft besonders für einzelne Betriebszweige der Landwirtschaft zu, die nur in geeigneten Gegenden gepflegt werden konnten, wie Weinbau, Fischzucht, Alpenwirtschaft. Da z. B. Muri nur wenige solcher Güter hatte, musste es durch Vorschriften dafür sorgen, dass der Betrieb möglichst rationell gestaltet wurde. Bekanntlich verdankt die Schweiz dem Kloster Muri die ersten ausführlichen Nachrichten über die *Alpwirtschaft*. Das Kloster besass seit dem 11. Jahrhundert in Unterwalden eine Anzahl Alpen, deren Sennbräuche uns mitgeteilt werden. Der denkwürdige Bericht aus der Mitte des 12. Jahrhunderts schliesst mit den bezeichnenden Worten: „Da nun die Viehzucht so einträglich ist, sollen alle Mitglieder dieses Klosters ihres eigenen Vorteils wegen für die Alpen recht besorgt sein und die in Unterwalden befindlichen Meier zu gewissenhafter Pflichterfüllung anhalten". Ebenso wurden genaue Vorschriften über den *Weinbau* gegeben. „Jeder Bauer soll jährlich auf sein Mannwerk 7 Fuhren Dünger bringen, er muss die Reben schneiden und binden, das Erdreich zweimal mit der Hacke umarbeiten, wo es nötig ist, Gruben machen und junge Reben nachpflanzen, Erde zuführen, Umzäunungen anlegen, kurz dem Weingut alle Sorgfalt zuwenden."

Und hier wird uns ein weiterer Grund angegeben, warum die Bauern den Krummstab bevorzugten. Es wäre ungerecht, ihn zu verschweigen. Gerade die grössere Güte geistlicher Herrschaft reizte die Bauern zu stärkerer Widersetzlichkeit, die Güte wurde oft genug zur *Schwäche*. Bezeichnend ist die häufige Zinsverweigerung und die nicht seltene Lotterwirtschaft auf Kosten des schwachen Krummstabes. Um 1140 schwankte man in Muri, ob die Mönche selbst die Weinberge pflegen sollten oder ob man sie den Bauern anvertrauen dürfe. „Wenn wir selbst sie bebauen, vermögen wir nicht auszuhalten. Bearbeiten sie aber die Bauern, so machen sie alles nachlässig, begehen Unterschlagungen und helfen sich mit Lügen, verzehren mit Weib und Kind, was sie hätten abliefern sollen."

So trugen die verschiedensten Umstände dazu bei, den Krummstab zu empfehlen und die geistliche Herrschaft den Bauern und Bürgern verhältnismässig angenehm zu machen. Wenn es trotzdem auch hier zu *Beschwerden und Aufständen* kam, so lag der tiefere Grund meist darin, dass nach einer Periode grosser Milde oder Lässigkeit wieder ein Abt kam, der die unterdessen von den Bauern missachteten Rechte des Klosters aufzufrischen suchte (vgl. den Aufstand der Appenzeller gegen St. Gallen).

Es ist klar, dass mit dem wirtschaftlichen Gedeihen der Bauern und Bürger auch ihre *soziale Stellung* gebessert wurde. Die Kirche erst hat die Arbeit geheiligt, der Benediktinerorden aber war der Erzieher der abendländischen Völker zur Arbeit. Wer von „faulen" Mönchen redet, ist ein bedauernswerter Ignorant, weiss in Wahrheit nichts von den Männern, von denen St. Benedikt sagt: „Nur dann sind sie wahre Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben." Ora et labora, Gebet und Arbeit waren die beiden Sterne des alten Mönchtums.

Das späte Altertum hatte körperliche Arbeit den Sklaven überlassen, ebenso dachten die Germanen. An den alten ägyptischen Tempeln gab es vergitterte Zellen, in denen sich Menschen für ihr ganzes Leben einmauerten, um in der Nähe der Gottheit rein zu bleiben. Die Benediktiner dagegen gaben die Losung aus: *Cruce et aratro*, mit Kreuz und Pflug. Der edle Ruysbroek wählte in seinem Kloster die Arbeit des Mistfahrens. Von der ersten Ausbildung des grossen h. l. Bernhard, des Sprossen einer vornehmen Ritterfamilie, berichtet sein Biograph: „Er übernahm mit Eifer die harte Arbeit, die bei den Mönchen von Citeaux den Tag ausfüllte. Sein Körper wurde bei der schweren Anstrengung bald müde, und seine zarte Haut riss bei der Arbeit mit Spaten und Hacke. Es war keine gemächliche Arbeit, wie er mit der Heugabel umging. Ein durch und durch tätiger Mann, gab er sich der Sache hin, als wäre diese Arbeit seine einzige Lebensaufgabe. Mehr als einmal brach er zusammen, da er für solche Anstrengungen zu schwach war. Dann liess man den jungen Mönch mähen. Dabei wurde er geradezu gefährlich. Als er seine Sense in Bogen zu schwingen begann, versetzte er seine ganze Umgebung in Schrecken, und alles sprang schleunigst aus der Gefahrzone. Seine Ungeschicklichkeit mit der Sense zwang die Oberen, ihn während der Handarbeiten von seinen Brüdern zu trennen. Der Abt, der keinem der Brüder ein unzeitiges Ende wünschte, liess Bernhard Holz fällen oder Lasten tragen, dazwischen liess er ihn für sich allein in der Kunst üben, eine Sense zu schwingen. Bernhard war tief betrübt, bat in der Einfalt seines Herzens Gott mit Tränen, aus ihm einen brauchbaren Mäher zu machen, damit er wieder zu seinen Brüdern gehen und mit ihnen arbeiten könne. Er pflegte sich selbst zu beglückwünschen und mit einer Art triumphierender Freude zu sagen, dass er der beste Mäher seiner Abteilung sei.“ Dieser Mann war das Orakel sei-

nes Jahrhunderts. Ein solches Beispiel wirkte mehr für die soziale Hebung der arbeitenden Klassen als zahllose Gesetze es vermocht hätten. Damals brauchte man keinen „Tag der nationalen Arbeit“, an dem auch „Führer“ ein paar Spatenstiche tun müssen, denn das Leben dieser christlichen Führer war nichts als Arbeit und Mühe.

Wir dürfen nicht vergessen, dass in den Zeiten des Mittelalters der Staatsbegriff nicht so ausgebildet war wie heute, wo der Staat sich gerufen oder ungerufen in alles einmischt und die heiligen Rechte des Einzelnen erdrosselt; damals beschränkte sich die Aufgabe des Staates auf die Wahrung des Rechtes. Alle Arbeiten also, die unser heutiger Wohlfahrtsstaat leistet, lagen im Mittelalter grossenteils auf den Schultern der Kirche, vor allem der Klöster. Nicht bloss Gottesdienst und Missionswesen, Schule, Wissenschaft und Kunst wurden von ihnen besorgt, darüber hinaus lagen die verschiedenen Zweige der Fürsorge, namentlich das gesamte Armenwesen in der „toten Hand“. „Man hatte nicht für die Armen zu sorgen — bemerkt der protestantische Historiker Tytler — solange die Klöster existierten, und es ist wohl der Beachtung wert, dass man die Notwendigkeit jener Armengesetze, die jetzt wie ein Krebs an dem Mark unseres Nationalwohlstandes fressen, erst fühlte, als das Eigentum der Klöster in andere Hände überging. Diese Klöster ersetzten die Armen- und Krankenhäuser, die Zufluchtstätten für die Verlassenen und Unglücklichen, wo der alte Dienstbote, der sich seinen Unterhalt nicht mehr verdienen konnte, wo der entkräftete oder zum Krüppel gewordene Arbeiter, der freudlose Waise, der verstossene Findling Unterstützung und Mitleid fand, wo man Almosen austeilte, ohne zu murren, und Almosen empfing, ohne sich erniedrigt zu fühlen.“ — „Mit einem reichen Manne bekannt zu sein, ist ein Talent, für das man einst wird Rechenschaft geben müssen, wenn

man es nicht dazu verwendet hat, den Reichen zum Almosengeben zu bewegen." Dieser Ausspruch des Kartäusers Petrus Sutor kennzeichnet den guten Geist der Mönche. Abt Wilhelm von Morimond liess bei einer Hungersnot 3000 Stück Vieh schlachten, um den Hunger der armen Bevölkerung zu stillen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte dasselbe Kloster bereits durch drei Monate die Armen mit seinen Vorräten ernährt, als man dem Abt Rainald meldete, es seien nur noch zwei oder drei Mahlzeiten für die Mönche übrig; sofort befahl der Abt, auch dies wenige mit den Armen zu teilen, indem er beifügte: „Wehe uns, wenn ein einziger Armer vor Hunger an unserer Pforte stürbe, solange wir noch das kleinste Stück Brot besitzen.“

So milderte der Krummstab die Lasten der Armen, hob er den Arbeiter, da die Mönche selbst die fleissigsten Arbeiter waren. Wohl gab es Verfallszeiten fast in allen Klöstern, aber das war eben auch ein Abfall von den Idealen des Mönchtums, trifft die einzelnen Menschen, nicht die Klöster als solche. Die Abteien wirkten für die Hebung der sozialen Not, und ihnen ist es vor allem zu danken, wenn heute das Mittelalter selbst von sozialistischen Geschichtsschreibern gefeiert wird als eine Zeit sozialer Ausgeglichenheit und eines friedlichen Nebeneinanders der arbeitenden Schichten. Man arbeitete eben nicht, um zu erwerben, sondern um standesgemäss leben zu können, eine simple Wahrheit, die der heutigen Wirtschaftsweise ganz verloren ging: die Folge sind ständige soziale Wirren und Klassenkämpfe.

Wir können im Verlaufe der Geschichte immer wieder beobachten, dass ein Stand, der sich wirtschaftlich und sozial hebt, auch nach politischen Rechten trachtet. Das führt natürlich zum Kampf mit jenen, denen er seine wirtschaftliche Blüte verdankt.

So sehen wir denn die Städte mit den Bischöfen, die Bauern mit den Klöstern am Ende des Mittelalters im Streit, ein Gegensatz der zur Zeit der Reformation sehr oft zum Abfall vom alten Glauben trieb. Nicht leicht wird man ein Land nennen können, das soviel Ursache hat, wie die Schweiz, dem Krummstab für die politische Wirkung seiner milden Herrschaft dankbar zu sein. Denn nicht in letzter Linie hängt die Entstehung der Eidgenossenschaft damit zusammen, dass die Urschweiz grösstenteils in den Händen der Kirche war. Wenn heute die geistigen Bildungsstätten der drei Länder den von jüngeren und jüngsten Kantonen vertriebenen Benediktinern anvertraut sind, so ist das eines der seltenen Beispiele dafür, dass auch Völker die Pflicht der Dankbarkeit ehren.

Wir haben eingangs gesehen, wie milde der Krummstab im Vergleich zum weltlichen Herrn regierte. Nun war fast die ganze innere Schweiz in der Herrschaft der Klöster. Dass Disentis die Seele des „Grauen Bundes“ war, weiss jedes Schulkind. Die Klöster hatten ja unter den Fehden des Adels am meisten zu leiden. Auch das erste Bündnis der Eidgenossen war vor allem ein Landfriedensbündnis, ganz im Geiste der Klöster. Glarus stand unter dem Kloster Säkingen, Uri ursprünglich ausschliesslich unter der Fraumünsterabtei, später auch unter Wettlingen; in Alt-Schwyz bildeten allerdings die freien Bauern die Mehrheit; dafür beherrschte das mächtige Kloster Einsiedeln weite Gebiete des heutigen Kantons und hatte mit anderen Klöstern wie Muri, das Güter bei Ingenbohl und ganz Gersau besass, auch im Talkessel von Schwyz zahlreiche Ländereien. In Unterwalden überwog der kirchliche Grundbesitz der Stifte Murbach - Luzern, Beromünster, Muri, Engelberg, St. Blasien. Man kann sich also die Befreiung der Urschweiz ohne tätige Mitwirkung der Gotteshausleute gar nicht denken.

Alle diese Klöster waren v o n d e r G r a - f e n g e w a l t f r e i , sie hatten eigene Beamte, Vögte. Gerade diese Vogteien zerstörten die starke Grafengewalt. Was das für die Bildung der Eidgenossenschaft bedeutet, wird klar, wenn man erwägt, dass die Grafen dort, wo ihr Gebiet durch Vogteien nicht durchlöchert war, aus Beamten des Kaisers selbständige Fürsten wurden. Daher scheiterten denn an der Urschweiz alle Versuche der Kiburger, Lenzburger und Habsburger, in der Schweiz ein geschlossenes Fürstentum zu bilden. Engelberg hatte einige Zeit die Kaiser selbst zu Schutzherren, war dann länger ohne Vogt, und zwar gerade in der für die Entwicklung der Eidgenossenschaft entscheidenden Periode: ein Beispiel, das die Urschweizer für ihr ganzes Gebiet nachahmten, indem sie ebenfalls die Stellung unter dem unmittelbaren Schutz des Kaisers erstrebten.

Folgenreich war es auch für die Entwicklung der jungen Schweiz, dass die grosse Entfernung und das milde Regiment der Klöster die Ablösung der Unfreien aus der Grundherrschaft begünstigte. Dazu hatte z. B. Muri seit jeher in Unterwalden freie Zinsbauern und förderte überhaupt die Freien. Gerade in dem Jahrhundert, da sich die Eidgenossenschaft als politische Einheit bildete, vollzog sich der allgemeine Loskauf der urschweizerischen Bauern aus der Herrschaft der Klöster. So bedingten sich gegenseitig diese zwei Strömungen: das Klosterregiment begünstigte die Befreiung von der Herrschaft der Habsburger und diese hinwieder förderte die wirtschaftlich-soziale Stellung der Bauern. Eine Parallele hiezu bietet das Tessin. Solange das Livinental unter geistlicher Herrschaft stand, war der Handel über den Gotthard nicht beengt; sobald es aber unter den Einfluss des Herzogs von Mailand kam, sahen sich die Urner genötigt, das Li-

vinental zum Schutze ihrer Warenzüge mit der Waffe zu besetzen (1403).

Wie eigenartig vollzieht sich oft der Uebergang der Hörigen zur Freiheit! Schon im 13. Jahrhundert ist in Uri die Schenkung von Unfreien an die Fraumünsterabtei eine häufige Form der Freilassung. Als sich im Jahre 1339 die Wettingerleute loskauften, wurden die Güter an sie selber, ihre Personen aber „auf ihre Bitte“ an die Zürcher Abtei übergeben. Aehnlich verkauften in Unterwalden noch im 14. Jahrhundert verschiedene Bauern ihr „lediges, freies Eigen“ an Klöster, um es gegen Zins als Erblehen zurückzuerhalten, ein Beweis dafür, dass Klosterherrschaft damals gleichwertig war mit Volfreiheit.

So sahen wir, dass der Spruch des Mittelalters „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ wie für andere Länder so auch für die Schweiz volle Berechtigung hat. Eine unberechenbare Fülle von Segen ging von den Klöstern auf die alte Schweiz aus.

Wir wollen nun nicht darüber rechten, ob die moderne Helvetia den Klöstern, die schützend und segnend an der Wiege ihrer Freiheit standen, eine ähnlich gütige Herrin war . . . Wir wollen lieber positiv dahin arbeiten, dass es der edlen Frau einst nicht ergehe, wie dem bayrischen König Max I., der auf Treiben seines aufgeklärten Ministers Montgelas über 40 Klöster aufhob und die wundervolle Abteikirche von Benediktbeuren niederreissen liess, damit die Bauern „nicht durch Beten erschlaffen“. Später aber musste der Monarch dem Minister sagen: „Was sind wir doch für Esel gewesen, dass wir die Klöster aufgehoben haben — meine grauen Haare könnte ich mir ausraufen!“

Sarnen.

P. Bruno Wilhelm.